

einige Waldkappeler Geschichten

gesammelt von Helmut Hartung

„Ich möchte einige Geschichten aus Waldkappel wieder ins Gedächtnis zurückrufen, da es schade wäre, sie einfach so zu vergessen. Gesammelt wurden sie von mir, teilweise sind mir die Autoren bekannt, dann stehen sie dabei.

Alle diese Geschichten finden Sie auf meiner Homepage:

www.waldkappeler-geschichten.de

Dort ist zunächst eine kleine Auswahl an Geschichten, das Angebot wird aber wahrscheinlich noch erweitert. Auch möchte ich Ihnen die Möglichkeit bieten, mir eigene Erfahrungen oder Geschichten, die Ihnen noch in Erinnerung sind, per eMail zuzusenden, dann werde ich diese möglicherweise ebenfalls in die Homepage einstellen. Die Kontaktmailadresse zu diesem Zweck lautet:

mail@waldkappler-geschichten.de

Doch nun wünsche ich Ihnen erst einmal viel Spass mit den Geschichten“

Geschichten:

- 2 Die Konfirmandenstunde
- 4 Nikolausabend um 1938
- 5 Fuhrmann Kellner
- 6 Schlachtekohl
- 9 Der Holzvergaser
- 11 Die Dreschmaschine
- 13 Kirmes in Waldkappel
- 16 die Rechtebäcker Kirchenkasse
- 19 Not lehrt beten
- 20 Großformat
- 21 Die Spritztour
- 23 Die Bassgeige
- 24 Der Husarenpfarrer



Helmut Hartung

Konfirmandenstunde

Wenn das Stakkato einer Trillerpfeife, das durch Mark und Bein ging, ertönte, hieß es Antreten, und zwar in Zweierreihen ausgerichtet, geradeaus schauend und stramm stehend. Wir befinden uns keineswegs auf einem Kasernenhof, sondern vor der Schule der Stadt Waldkappel, Am Kirchplatz, im Jahre 1951. Hier herrschte Ordnung, nicht nach einem gemütlichen Hofzeremoniell, nein, hier war die Preußische Heeresdienstvorschrift angesagt. Nach einer angemessenen Zeit des Stillstehens erging das Zeichen des Hauptlehrers an die erste von ihm ausgewählte „Klasse“ zum Abmarsch in den Klassenraum – „ohne Tritt“; der Stehschritt war bereits von der Militärregierung verboten worden.



Die Volksschule in Waldkappel war ein Fachwerkbau, der nach dem Großen Brand von 1854 in 1856 errichtet worden war. Von den vier Klassenräumen konnten zu meiner Zeit nur drei genutzt werden, denn seit den Kriegsjahren belegte eine Druckerei die sogenannte Alte Klasse im Erdgeschoß. Die Druckerei wurde übrigens von einem Herrn Classe geführt, der sein Unternehmen sinnigerweise „Classedruck“ nannte und noch in den fünfziger Jahren den Waldkappeler Bedarf an Familien- und Geschäftsdrucksachen deckte.

Nach dem Einreihen in die Bänke wurde im Stehen ein „Guten Morgen“ dem eintretenden Lehrer zugebrüllt und ein Gebet gemurmelt, der Unterricht konnte beginnen.

Im Winter war es erforderlich, zumindest in der ersten Unterrichtsstunde, den Pullover und die Jacke anzubehalten, denn es war erbärmlich kalt, besonders für die Schüler, die an der Fensterseite sitzen mußten. Dafür bekamen die Jungen und Mädchen in der Nähe des Ofens alsbald rote Backen und sahen so recht „knusprig“ aus. Der gußeiserne Ofen war ein fast 2 Meter hohes Monster und strahlte gewaltig, wenn er richtig in Gang gekommen war (Zentralheizung für physiologisch angenehmes Raumklima, ja, das gab es damals in der Waldkappeler Schule noch nicht).

Schuldiener, d.h. auch zuständig für die Bedienung der Heizöfen, war Herr Käse (Käsen Henner), der auch von der evangelischen Gemeinde als Kirchendiener engagiert worden war. Zuständig war er u.a. für den Klingelbeutel und das Glockenläuten, das noch per langem Strick von Hand erfolgte. Herr Käse war damals schon in die Jahre gekommen und wurde deshalb von seinem Schwiegersohn, das war Herr Otto (Otsch) Klemm, und dessen muntere Kinderschar, die Vize, Molle, Wippe usw. hießen, unterstützt. So konnte es schon einmal vorkommen, daß Herr Klemm mit seinem Kohleneimer und mit vom Kohlenschippen geschwärztem Gesicht just in dem Moment in die Klasse stürzte, wenn im Religionsunterricht gerade „Komm, Heiliger Geist...“ gesungen wurde.

Ein weiteres düsteres Kapitel waren die „sanitären Einrichtungen“, die von den Schülern zur Unterbrechung des trockenen Unterrichts häufig und gern aufgesucht wurden. Die Toiletten befanden sich in einem unbeheizbaren Hofgebäude und bestanden aus einer schwarzen Pinkelrinne und braunen Toilettenbecken mit senkrechtem, trichterförmigen Abgang nach unten. Sitzbrillen waren nicht vorhanden. Wegen der Frostgefahr gab es keine Wasserspülung! Ein bestialischer Gestank, besonders im Sommer, erlaubte nur die Nutzung im Schnelldurchgang. Unter heutigen hygienischen Gesichtspunkten waren die Zustände unvorstellbar. Schaden hat dennoch kein Schüler genommen.

Der Unterricht beschränkte sich – neben Religion und Heimatkunde - auf die Vermittlung der 4 Grundrechenarten und der Rechtschreibung der deutschen Sprache. Sprachlabors, Werkräume für Physik oder Chemie gab es in der ganzen Schule keinen einzigen, und das Wort „Legastheniker“ war unbekannt. Lehrbücher waren knapp: Jeweils 3 Schüler mußten eines gemeinsam nutzen. Die Lehrer gaben sich durch die Bank viele Mühe mit uns Rabauken, und wenn einer tastsächlich einmal unerträglich ungezogen war, gab es einen Schlag hinter die Ohren bzw. auf die Backen. Der Rohrstock wurde aber nicht mehr zur Erziehung eingesetzt.

Außerhalb der Schule mußten die Kinder nach dem 13. Geburtstag am Konfirmandenunterricht teilnehmen. Die 10 Gebote und den Kleinen Katechismus vermittelte Pfarrer Ferreau, der Nachkomme einer Hugenotten-Familie. Ein überaus intelligenter und couragierter Seelsorger, von Wuchs eher klein und nicht ganz kerzengerade. Wenn der gelehrte Mann dann das Katheder erstiegen, auf dem Stuhl Platz genommen hatte und die Beine frei baumeln ließ, erreichte die Stimmung bereits ihren ersten Höhepunkt, denn der fromme Mann hatte im strengen Winter einfachheitshalber und wegen der mangelhaften Heizung den rot-gestreiften Schlafanzug unter der schwarzen Hose anbehalten, was ja nicht verwerflich ist. Nur der Schlafanzug guckte 3 Finger breit über den Schuhen heraus. Wenn dann noch Walter B., den unser Herrgott leider allzufrüh zu sich genommen hat, ein helles Wolffsches Zigarrchen anzündete und ein paar heimliche Züge machte, war kein Halten mehr: Die ganze Meute schrie auf und krümmte sich vor Lachen. Es war dann absolut unmöglich, den belehrenden Worten des Pfarrers zuzuhören. Dann riß auch diesem gütigen Menschen der Geduldsfaden, er schnappte sich den größten Flegel am Hemdkragen, zog sich förmlich mit einer Hand an ihm empor und verpaßte ihm mit der anderen Hand eine Ohrfeige, die exakt an der richtigen Stelle saß. Weil wohlverdient, wurde sie ohne Murren eingesteckt.

Bis zum Schluß der Stunde war dann Ruhe und wir wurden mit dem gemeinsam gesungenen Lied: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ“ nach Hause entlassen.

Verfaßt von Heinrich Hartung im Januar 2000

Nikolausabend um 1938

In der Abenddämmerung anfangs Dezember 2001 begegneten mir einige maskierte Kinder mit Säckchen über dem Rücken. Da fiel mir ein, dass ja Nikolaus ist, und die „Klowesse“ unterwegs sind. Dieses "große Fest" hieß bei uns nur Klowesowend und war einer der Höhepunkte des Jahres. Mein jüngerer Bruder hat mich übrigens noch am gleichen Abend angerufen und mir unter anderem seine Erinnerungen mitgeteilt. Besonders das Gedichtchen: "Ich bin ein kleiner König, gebt mir nicht zu wenig..." war ihm noch in guter Erinnerung. Er konnte sich gut an Einzelheiten entsinnen. Wenn wir nach der „Fechttour“ abends nachhause kamen wurden voller Spannung die Beutel geleert. Zu unserer großen Freude kamen neben den kaputten Plätzchen und sauren Äpfeln auch kleine Geldstücke zum Vorschein. Geld war bei uns Kindern (und meist auch bei den Großen) immer sehr willkommen. Meinem Bruder fiel dann auch noch die Kinderschar einer Nachbarsfamilie ein, die von ihrem Vater eingeteilt und mit einem großen Sack auf die Tour geschickt wurden. Sie hatten selbstgefertigte Masken vor ihren Gesichtern, die durch das viele Betteln um den Mund herum bald ausgefranst waren. Durch das sich gebildete Loch ließ sich so mancher Honigkuchen leicht einschieben. Wir anderen Kinder hatten bunte Masken vorm Gesicht, die es bei den ortsansässigen Kolonialwarenhändlern für einen Groschen zu kaufen gab, die aber auch nicht lange hielten.



Wir suchten in der Regel nur „spendierfreudige“ Leute auf. Wo es nichts gab, gingen wir erst garnicht hin, dafür zu einem Süßwarengroßhändler möglichst zweimal, denn dort gab's ja Mohrenköbbe oder sonstiges Schnuckewerk. Meist gingen wir in Gruppen, denen sich kleinere Kinder anschlossen. Damit wollten wir den bösen Buben die Möglichkeit nehmen, uns die Masken vom Gesicht zu reißen.

Am Ende der Tour gegen 20 Uhr ging's wieder nachhause. Die Säckchen mit ihren Köstlichkeiten, die wir selbst nicht genau kannten, wurden auf dem Küchentisch geleert. Von den „Wertsachen“ wurde Besitz ergriffen und Vergleiche mit dem Inhalt anderer Beutel angestellt.

Herrliche Erinnerungen !

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Fuhrmann Kellner

Fuhrleute und deren Begleiter, Geleitsmänner genannt, aus Waldkappel waren im 17. und 18. Jahrhundert auf den Straßen Hessens und des angrenzenden „Auslands“ überall anzutreffen. Sie waren unterwegs für Handelshäuser und Fürsten und hatten auf ihren langen Fahrten mit ihren Pferden und Wagen nicht nur manch Ungemach, sondern auch manch abenteuerliches Erlebnis, bei dem die Liebe keine geringe Rolle spielte. Es war ein harter Menschenschlag mit vom Wind und Wetter gegerbtem Gesicht, den jedoch eine Treue zu ihrer Heimatstadt auszeichnete. Oft machten diese rauhen Gesellen mehr als hundert Meilen Umweg, um auf ihrer langen Reise Waldkappel passieren zu können. Im Wirtshaus zu Hause waren sie dann König, wussten Neues von der großen Welt zu erzählen und gaben ihre Paradestücke zum Besten.



So kam auch der alte Caspar Henrich Kellner nach langer Fahrt zurück. Fast 50 Jahre war er unterwegs gewesen und kannte nahezu alle Straßen und die dazugehörigen Wirtshäuser zwischen Amsterdam und Leipzig. Diesmal zog's ihn nicht ins altvertraute Wirtshaus am Kirchplatz. Ihm war's hunds miserabel zu Mute, er kränkelte und kam zum Sterben. Noch rechtzeitig traf der gestrenge Pfarrherr ein, um ihm bei seinem letzten Stündlein beizustehen und ihn von seiner Sündenlast zu befreien. Unser alte Fuhrmann schwieg hartnäckig auf alle Fragen des Kirchenmannes. Entweder hatte er sein Gedächtnis verloren oder er war gänzlich verstockt. Der geistliche Herr nahm aus Erfahrung das letztere an und glaubte mit List den Sterbenden auf die Sprünge zu helfen. Er fragte ganz leutselig:

Na, mein lieber Kellner, wie war's denn, wenn ihr Fuhrleute abends in die Herberge kamt? Waren da nicht hübsche Mägde, die euch verwöhnten? War da nicht die stramme Lisbeth, die rotwangige Sophie oder die blutjunge Kathrin? Musstet ihr kalt ins Bett oder hatten die Mädchen eure Betten schon vorgewärmt??

Unser guter Caspar Henrich richtete sich im Bett etwas auf, tat verwundert und raffte sich trotz seiner Schwäche zur Gegenfrage auf:

Jo, Herr Pfarr, sidd de dann au moh Fuhrmann gewöhn??.

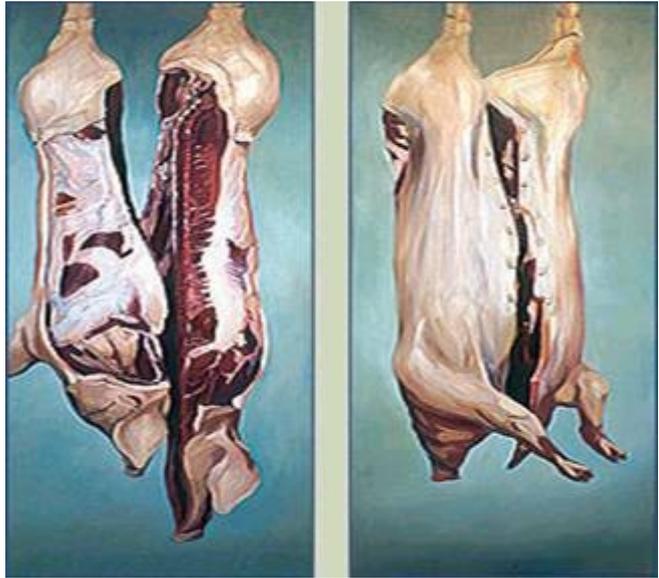
Ehe der verblüffte Pfarrherr auf diese Frage eine Antwort gefunden hatte, drehte sich der alte Fuhrmann zur Seite, tat einen tiefen Schnaufer und trat seine letzte Reise ohne Wiederkehr an.

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Schlachte Kohl

Sie waren doch recht mager die guten alten Zeiten um die Jahrhundertwende. Selbst bei den als wohlhabend geltenden Familien wurde nicht üppig gelebt, der Tisch war nur einfach gedeckt und Nachts gab's nur zu Sonn- und Feiertagen. Wer arm war, aß sich an Kartoffeln satt und wußte ein Fettag auf der täglichen Suppe zu schätzen. Man sagte nicht umsonst, daß öfter mehr Augen in die Suppe schauten als heraus.

Hörte man im Herbst oder Winter vom Schweineschlachten, dachte man sofort an frisches Wellfleisch, Fett und Wurstbrüh. Für alle die beim Schlachten dabei sein würden, eine willkommene Möglichkeit, sich richtig sattzuessen.



Der Schlachtetag brachte eine Menge Arbeit mit sich. Nicht nur daß ein scharfer Tropfen besorgt werden mußte, der schon oft vor dem Schlachten ausgiebig probiert wurde und der Hausherr sich oft gezwungen sah, noch eine zweite Flasche zu kaufen.

Die eigentlich Arbeit begann am Vortage. Das Schlachtewerk war heranzuschaffen. Das war oft eine wahre Plackerei, denn sehr oft waren die Wege vereist, so daß sich der große Brühtrog und der sperrige Schreun nur mit Mühe transportieren ließen. Doppeltes Pech, wenn der Vorgänger am anderen Ende der Stadt wohnte und man auch noch bergauf mußte. Dagegen war das Besorgen der Wursteseiler und der Gewürze ein Kinderspiel. Die Kinder wurden beauftragt, beim Bäcker die Wasserwecke für das Weckewerk zu bestellen. Aber auch die Frauen hatten ihre Arbeit: Pfannen, Töpfe und Gläser waren hervorzuholen und sauberzumachen. Bei der Gelegenheit wurde der Hausherr daran erinnert, daß auch die Wurstekammer in Ordnung gebracht werden mußte und die Wursteknüppel auf Vollzähligkeit zu überprüfen waren.

Am Schlachtetag prasselte in aller Herrgottsfrühe ein gewaltiges Feuer unterm großen Kessel in der Waschküche. Kaum war der Hausschlachter zur Stelle, verließ unser Borstentier mit einem Strick am Bein und mit viel Gequieke den Stall. Es schrie als ob's wüßte, daß es ans Messer soll. Nach einem gezielten Schlag vor den Kopf und einem scharfen Schnitt mußte das Tierchen sein Leben lassen. Das hervorschießende Blut wurde in einer großen Schüssel aufgefangen und heftig mit der Hand geschlagen. Es durfte nicht gerinnen und wurde später, fein gesiebt, den Blutwurstzutaten in der Mule zugesetzt. Manche Hausfrau bereitete auch mit einem Teil des Blutes eine Suppe, die unter dem Namen "sure Brie" bekannt war, aber nicht von jedermann geschätzt wurde.

Jetzt fällt mir noch der schöne Spruch ein: Ein Gizzhals und ein fettes Schwinn, erst nach dem Tode netzlich sinn!

Jede Hand wurde jetzt gebraucht. Der Metzger trieb zur Eile an und erteilte knappe Befehle. Wehe, wenn zu diesem Zeitpunkt das Wasser nicht heiß war und mit dem Brühen nicht begonnen werden konnte. Bald schon lag das abgestochene Schwein im Brühtrog und mittels der „Schellen“ wurden die Borsten entfernt und die „Schuhe“ ausgezogen. Mit

einer kurzen Kraftanstrengung wurde es auf den Schreun gehoben und mit viel Wasser übergossen.. Hartnäckige Borsten entfernte der Hausschlachter mit einem scharfen Messer in lang geübter Schabetechnik. Es war jetzt sauber und rein.

Eh man sich versah, hing das Schwein am Haken, der in keinem Haus fehlte und extra für diesen Zweck seit altersher vorhanden war. Jetzt kam für uns Kinder ein erneuter Höhepunkt des Schlachtestes. Es war schon spannend zuzusehen, wie der Metzger mit gekonntem Schnitt dem Tier den Bauch aufschlitzte. Die hervorquellenden Eingeweide lösten bei allen Zuschauern ein Hauch von Entsetzen aus. Gar bald war das Schwein hakenrein und der Hausherr holte die Schnapsflasche her.

*Denn: wenn das Schwinn ess hokenrein,
muss einmoh getrunken sein!?*

Nachdem die Därme gesäubert, der abgetrennte Schweinekopf im kochenden Wasser schwamm und die aufgeblasene Schweineblase im Festerkreuz hing, gings an den Frühstückstisch. Der Hunger war da und schließlich mußte das Fleisch auskühlen und der Trichinenbeschauer seine Arbeit verrichten. Erst wenn er seinen „Segen“ gegeben hatte, konnte mit der Verarbeitung des Fleisches begonnen werden.

Ein gewaltiges Schneiden, Hacken und Sägen ging los. Die Hausfrau meldete ihre Wünsche an; sie bestimmte, was Wurst, Sulperfleisch, Schinken und Gehacktes werden sollte. Auch die Menge und die Zusammensetzung des Weckewerks war festzulegen. Um die Qualität dieser hessischen Spezialität zu erhöhen, wurde vom Hausschlachter oft heimlich eine Handvoll Gehacktes dazugetan.

Für die Kinder war der Schlachte Kohl ein kleines Fest, auf das sie sich schon Tage vorher gefreut hatten. Aufmerksam verfolgten sie jeden Handschlag der Erwachsenen. Sie wurden aber auch für kleine Handreichungen herangezogen.

Die Erwachsenen grinsten, wenn eines der Kinder weggeschickt wurde, um die Sülzenpresse zu holen und es mit einem unmöglichen Gegenstand, der sorgfältig in einem Sack versteckt war, zurückkam. Alle lachten und freuten sich des kleinen Scherzes.

Damit nicht genug. Bald hing einem Erwachsenen am hinteren Jackenrand das Schweineschwänzchen, das mit einer Sicherheitsnadel befestigt worden war. Meistens merkte der so „Geschmückte“ das Anhängsel nicht allzuschnell und alle hatten was zum Schmunzeln. Der Höhepunkt des Tages wurde für uns Kinder erreicht, wenn das ? Vetternwürstchen? angemessen wurde. Es war gerade nicht das Appetitlichste, wenn der Metzger ihnen den glitschigen Darm um den Hals legte und dabei versehentlich auch einmal den Mund streifte. Wie sollte auch die Größe des Würstchens festgestellt werden, ohne die Größe des Halses zu kennen.

Jetzt gings ans Wurstmachen. Eine Sorte Wurst nach der andere wurde gewürzt und in die Därme gestopft. Reichten die Därme des Schweins nicht aus oder waren sie nicht stabil genug, mußten aus der Wohnung des Metzgers Ersatz geholt werden. Es war schon für uns Kinder spannend zu erfahren, daß diese Ware aus fremden Ländern stammte und einen weiten Weg hinter sich hatten.

Wer starke Finger hatte, mußte die Würste abbinden - eine Arbeit, die schon manchem blutige Finger eingebracht hat. Während die roten Würste zum Trocknen ausgelegt wurden, mußten Blut- und Leberwürste erst noch im großen Kessel gekocht werden. Dichter Wasserschwaden ließ den „Fettschöpfer“ am Wurstekessel oft kaum Sicht, die vielen Wurstebrühholer zu erkennen. Waren es derer zu viel, konnte es schon mal vorkommen, daß gegen Ende die Brüh heimlich mit einem Eimer Wasser „verlängert“

wurde. Es sollte ja keiner leer ausgehen!

Schon am frühen Nachmittag gab's frisches Gehacktes und Wellfleisch für allzufrühe Gäste. Zum Kaffee gabs saftigen Obstkuchen, die richtige Abwechslung für Gaumen und Magen an so einem fettigen Tag.

In der Abenddämmerung ging die Arbeit ihrem Ende zu. Der Männer Tagewerk war getan. Nur die Frauen hatten noch viel sauberzumachen. Das ganze Haus war fettig und ein Geruch von Gewürzen und frischem Fleisch hielt sich in allen Räumen. Endlich war die letzte Mule geschrubbt und das Schlachtegerät für den Nächsten bereitgestellt.

Dann begann der festliche Teil des Tages. Die zusammengestellten Tische in der ?guten? Stube waren weiß gedeckt und bogen sich unter der Last der wohlgefüllten Schüsseln und Teller. Auch schon bald trafen die ersten Verwandten und Bekannten mit einem fröhlichen Gruß ein. Beim Anblick des guten Essens lief ihnen das Wasser im Munde zusammen. Alle waren gut aufgelegt und gar schnell war die große Tafelrunde vollzählig und das gewaltige Schmausen begann.

Nach der Suppe, eine kräftige Fleischbrühe, gab's mageren Wellfleisch (Kinnbacken), Kartoffeln und Sauerkraut. Endlich wurde die ellenlange Bratwurst aufgetragen, die von allen freudig begrüßt wurde. Sachverständige Qualitätsgutachten wurden abgegeben, der Metzger wegen der guten Würze gelobt und dem Hausherr konnte man den Stolz ansehen, soviel Gäste bewirten zu können. Das Bier schäumte in den Gläsern und manch Klarer rannte durch die trockenen Kehlen. Eingemachtes Obst gab's als Nachtisch und hier und da brannte die erste Zigarre und gab zu erkennen, daß das gute Essen sein Ende gefunden hatte.

Hin und wieder ließ ein Poltern im Hausflur die Gästeschar aufhorchen. Im Türrahmen erschien eine maskierte Gestalt, die mit verstellter Stimme und folgendem Spruch ihren Teil vom Fest verlangte:

*Ich honn geheerd, de hobbd geschlachd, und hobbd ne lange Worschd
gemachd. Die lange gebd meh - und de korze behaald dee.*

Alle lachten über die ulkige Maskerade und die Hausfrau packte ihm ordentlich was ein, zumal man wußte, daß sich hinter der Verkleidung meist ein ärmerer Nachbar befand.

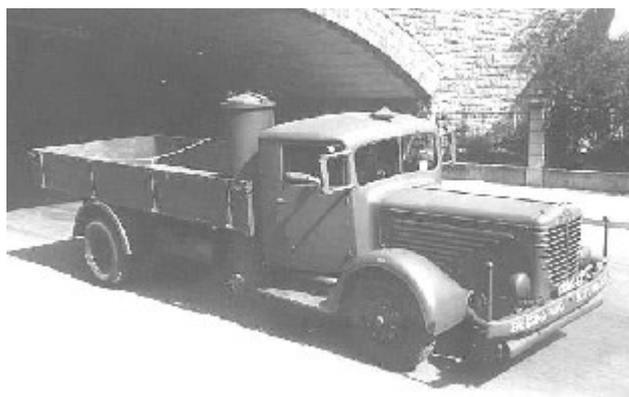
Nach dem Essen saßen noch alle stundenlang gemütlich um den großen Tisch herum.. Es wurde getrunken und geraucht, wobei sich die Jugend an die Zigaretten hielt und die älteren Herren lieber nach einer Zigarre griffen. Der Hausschlachter gab seine Kriegserlebnisse zum wiederholten Male zum Besten und der Hausherr erzählte aus früheren Zeiten von den kleinen „Rizzerchen“, die damals geschlachtet worden sind und von den vielen hungrigen Mäulern, die wenigstens am Tag des Schlachtekohls sich einmal sattessen wollten.

Seine Behauptung, daß oft am Schlachtetag das ganze Schwein aufgeessen wurde - und noch Heringe beim Kaufmann geholt werden mußten, um die vielen Gäste satt zu bekommen, wird mit einem Schmunzeln quittiert. Glauben konnte es ihm so keiner recht. Die Frauen beschäftigten sich fleißig mit ihrem Strickstrumpf und waren im übrigen dankbare Zuhörer.Brach der Hausschlachter auf, war das ein Signal für alle anderen, auch nach Hause zu gehen.Ein arbeitsreicher Tag war zuende, an den man sich mit Wohlbehagen zurückerinnerte.

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Der Holzvergaser

Benzin, der Kraftstoff für unsere Autos, bekommt man heute überall, an jeder Tankstelle in jeder beliebigen Menge und in mehreren Qualitäten. Man ärgert sich nur über den ständig steigenden Preis und den unverschämt hohen Anteil, den der Fiskus für sich beansprucht.



Das war nicht immer so.

Wer während des 2. Weltkrieges sein Privatauto vor der Requirierung durch den NS-Staat gerettet hatte, konnte es nach dem Kriege keineswegs gleich nutzen: Es fehlte der Kraftstoff, der immer noch streng rationiert und nur über Bezugscheine zu einem normalen Preise zu erhalten war. Nur wenige kamen in den Genuß dieser Vergünstigung. Selbst lebenswichtige Institutionen mußten nach Ersatzlösungen suchen. So mußte z.B. der Arzt Dr. Wepler aus Waldkappel bereits während des Krieges seinen Mercedes stilllegen und die Hausbesuche zu seinen auswärtigen Patienten mit einem Pony-Gespann bewerkstelligen. Selbstverständlich hatte "Excellenz" dafür einen Kutscher engagiert.

Die "kleinen Leute" waren zum Glück noch nicht auf einen eigenen fahrbaren Untersatz angewiesen. Arbeiter und Angestellte benutzten die Eisenbahn, um zu ihrem Arbeitsplatz z.B. in Kassel zu gelangen. Für die Fahrt nach Kassel benötigte das Botenlieschen, wie die Bimmelbahn liebevoll genannt wurde, allerdings satte zwei Stunden für die gut 40 Kilometer. Übrigens waren im Winter die Züge meist überheizt und fast alle Fahrgäste holten den versäumten Schlaf auf den harten Holzbänken nach und wachten frühestens in Bettenhausen wieder auf. Die Ziele in der näheren Umgebung bewältigte man mit dem Fahrrad, sofern man eines hatte, oder man ging zu Fuß. Nach dem Krieg hatte es noch keiner so eilig wie heute.

Die langsam wieder in Gang kommende Wirtschaft verlangte nach preiswerten Transportmitteln in ausreichender Zahl. Für einen Liter Benzin auf dem Schwarzmarkt waren horrend Preise zu zahlen, die oft dem Taglohn eines Handwerkers übertrafen. So konnte das nicht weitergehen. Die Lösung hieß HOLZ, ein Rohstoff der in den Wäldern in ausreichender Menge vorhanden war. Ein junger Mensch wird jetzt fragen: Wie das denn ? Mit einer Dampfmaschine? Nein ! Das Zauberwort hieß HOLZVERGASUNG; ein Verfahren, das bereits im Kriege von den Nazis zur Serienreife entwickelt worden war.

Die mit diesem System umzurüstenden Autos mußten einen Ottomotor besitzen, denn Dieselmotoren waren ungeeignet. Sie wurden mit einem voluminösen Generator zur Holzvergasung versehen, zu dem noch ein Filter, Wäscher und Trockner kamen. Der Generator, ein zylindrischer Stahlbehälter, ähnlich einem Jauchefaß, von ca. 60 cm Durchmesser und bis zu 2,5 m Höhe wurde in einem Ausschnitt in der Pritsche stehend hinter dem Führerhaus, meist auf der Beifahrerseite, angeordnet, der Wäscher und Trockner an der Spitze des Fahrzeugs vor bzw. unterhalb der Stoßstange. Die Spedition Dangl in Waldkappel besaß z.B. Lastkraftwagen der Marke OPEL, die mit Holzgas angetrieben und bei Bedarf sogar mit Holzbänken versehen, als Omnibus zum Besuch von Kinovorstellungen in Hessisch-Lichtenau eingesetzt wurden. Filmserien wie "Maske in Blau", "Der Tiger von Eschnapur" oder "Das Indische Grabmal" setzten deshalb eine Lastwagenfahrt auf harten Holzbänken voraus.

Bevor es losgehen konnte, mußte der Vergasungsvorgang im Generator aktiviert werden. Nachdem der Behälter mit ein paar Säcken trockenen, kleingehackten Klötzchen aus Laubholz aufgefüllt worden war, wurde ein elektrisch angetriebener Saugzugventilator in Betrieb genommen und die Holzfüllung über ein Schnüffelventil durch einen vorgehaltenen, brennenden Lappen angezündet und der Vergasungsvorgang in Betrieb gesetzt. Die erforderliche Qualität des Gases war erreicht, wenn es sich entzünden ließ und mit gelblich klarer Flamme kontinuierlich brannte. Chemisch gesehen war die Vergasung eine unter Luftmangel unvollständige "Verbrennung" des Kohlenstoffes im Holz zu Kohlenmonoxid. Infolge des hohen Luftstickstoffgehaltes der im erzeugten Gas enthaltene Luft, war der Heizwert sehr gering und daher auch die Leistungsfähigkeit der Motoren. Die Lastkraftwagen waren z.B. nicht in der Lage, im beladenen Zustand die Anhöhe der Kapune zwischen Harmuthsachsen und Rodebach zu überwinden. Die Orte im Meißnervorland waren daher nur über Vierbach zu erreichen.

Obgleich Holz als Naturrohstoff die Grundlage des Gases war, war die Gaserzeugung keineswegs umweltfreundlich. Es war erforderlich, alle 20 - 30 km die bei der Vergasung reichlich entstandenen Nebenprodukte wie z.B. Holzessig, Holzteer und zum Teil auch giftige Bestandteile als stinkende Flüssigkeit abzulassen; natürlich auf die Straße, wo man gerade stand. Dabei hatte man damals noch keine Gewissensbisse wegen der Grundwasserverschmutzung usw.

Schon bald nach der Währungsreform in 1948 war der Spuk mit den Holzvergasern vorbei und man konnte die Fahrzeuge wieder mit flüssigem Treibstoff betanken.

Wer diese Geschichte nicht glauben will, der möge das Deutsche Museum in München besuchen; dort steht in der Fahrzeugabteilung ein Holzvergaser-Monster aus der damaligen Zeit zur Ansicht.

Verfaßt von Heinrich Hartung im November 1999

Die Dreschmaschine

Die Dreschmaschine, ein Monstrum in der Größe eines Einfamilienhauses, mit vielen sichtbaren Riemenscheiben, Zahnrädern, Ketten und gewachsten Geweberiemen, stand auf vier eisernen Rädern und war damit beweglich, aber ohne eigenen Motor. Das bedeutet, daß dieses furchterregende Gerät mit einem vorgespannten Traktor transportiert werden mußte.

Die Dreschmaschine in Waldkappel in den frühen fünfziger Jahren gehörte Herrn Volland aus Herlefeld, einem Dörfchen in der Nähe von Spangenberg. Standort der Maschine während der Erntezeit war ein großer Schuppen auf der Gänsewiese.

Die kleinen Bauern, meist diejenigen mit 2 bis 3 Kühen, ließen ihre Frucht, so wurde das Getreide genannt, vom Erntewagen aus hier dreschen. Nach einer Schönwetter-Periode war der Andrang groß. Es kam schon vor, daß bis zu 20 Wagen auf den Service warteten.

Zur Bedienung der Maschine waren für das Gabeln, Einlegen, Abnehmen und Aufladen des ausgedroschenen Stroh immerhin 6 Personen erforderlich. Das bedeutet, daß manchmal 50 Menschen herumstanden und warteten und meistens kluge Reden führten.

Nun wurde die Maschine nicht vom Eigentümer, Herrn Volland, bedient, sondern vom Maschinisten, Herrn Roland M., einem Spezialisten, der nicht nur für das Ölen und Abschmieren der unendlich vielen versteckten Lager und Antriebe verantwortlich war, sondern auch für die Buchführung, damit der Dreschlohn ermittelt werden konnte.



Es gab jedoch auch während des Dreschvorganges Ruhepausen. Dann zog sich Roland mit einem Fläschen Bier in den Elektrischen Motorwagen für den Maschinenantrieb zurück und machte ein Nickerchen, und zwar abgestützt auf dem Elektromotor. Hier war es gleichmäßig warm, und er konnte am Klang des Motors erkennen, ob alles "rund" lief.

Interessant für uns Kinder wurde es jedoch erst im Frühherbst, wenn die unförmige Dreschmaschine zu den größeren Bauern in deren eigene Scheune gebracht werden mußte. Eine schwierige Arbeit, die viel Sachverstand und Kraft erforderte. Dazu mußte ein Monstrum in Bewegung gesetzt werden: Der LANZ-Bulldog, der Bullenhund, so die Übersetzung aus dem Englischen.

Der LANZ-Bulldog war eine genial einfache Konstruktion aus zwei Werkstoffen, nämlich Eisen und Vollgummi, lediglich das Lenkrad war umfänglich mit Holz "griffig" gemacht. Der Motor war " als liegender Einzylinder ausgebildet " mit fast 10 Litern Hubraum und sage und schreibe 15 PS Spitzenleistung bei maximal 500 Umdrehungen pro Minute. Wenn es losgehen sollte, wurde der Zündschlüssel eingesteckt und nach rechts gedreht " so macht man es heute.

Der "Bullenhund" hatte solch einen Schnickschnack jedoch nicht, er mußte vorgeheizt werden, das heißt, daß der sogenannte Glühkopf an der Spitze des Zylinders mit einer Lötlampe mindestens 15 Minuten aufgeheizt werden mußte, bis er eine dunkel- bis hellrote

Farbe zeigte. Dann wurde das Lenkrad mit der 50 cm langen Spindel schnell aus der Verankerung vor dem Fahrersitz genommen, in die Nabe des Kurbelwelle-Schwungrades gesteckt und mit einem nicht zu beschreibenden Griff in Drehung versetzt und damit die Kolbenbewegung eingeleitet. Noch eine kurze Hin- und Herbewegung des Einspritz-Pumpen-Hebels mit der nun freiwerdenden Hand erzeugte dann den ersten satten Blubberton ... er lief. Ich denke, daß diese Start-Perfektion nur ein Robert Müldner beherrschte.

Ein weiteres Organ dieses Monstrums war das Getriebe. Es konnte nur beidhändig im Stillstand geschaltet werden. Ein Rückwärtsgang war zwar vorhanden, er wurde jedoch nicht genutzt, wozu auch, man ließ den Motor einfach rückwärts laufen. Das Umsteuern war für einen Könner kein Problem, die Kurbelwelle im unteren Totpunkt zu "erwischen" und dann wieder Gas zu geben.

Wenn es dann mit der schweren Dreschmaschine im Schlepp losging und eine kleine Steigung auf einem unbefestigten Weg gemeistert werden mußte, waren die profillosen, vollgummibereiften Zwillingräder des Traktors am Ende, aber nicht bei unserem LANZ. Roland sprang dann vom Sitz, schnappte sich einen eisernen Haken, wie ein Feuerhaken sah er aus, kletterte wie ein Artist auf die Antriebsräder und zog radial sogenannte Krampen aus den Zwischenräumen der Vollgummi-Bereifung heraus, die mit Federn dann quer zur Lauffläche angepreßt wurden. Dieses geschah nach jeweils kurzer Weiterfahrt rund um die Räder herum. Am Ende wurden ca. 8 Krampen je Rad gesetzt. Mit diesem genialen Hilfsmittel hätte unser "Bullenhund" sogar die Dreschmaschine auf das Matterhorn gezerrt.

Es war eine interessante Zeit für uns Jungen.

Verfaßt von Heinrich Hartung im Oktober 1999

Kirmes in Waldkappel

Wer hat die Melodie des Kirmesständchens "Minne Ahle kocht Schelee" nicht im Ohr, wenn die Sprache aufs Feste feiern in alter Zeit kommt. Diese flotten Takte, die so richtig die gelöste Atmosphäre des Vergnügens widerspiegelten und die Stimmung aufheizte, wurden während der Kirmes so oft gespielt, wie heute den Narhallamarsch beim Karneval.

Auch die Kappeläner verstanden es, ihr Kirmesfest zu feiern. Leider recht spät im Jahr. Nach einer alten Tradition feierten die beiden kurhessischen Orte Waldkappel und Renda (im Ringgau) die Kirmes erst anfangs November nach dem alten Spruch: "Erst in Kappel unn in Renne (Renda) genn die Kirmsen z" Ennge (Ende) ! Die Organisation lag meist in den Händen junger Burschen. Wurden keine gefunden, die sich zur Verfügung stellen wollten, übernahm schon einmal ein Verein die Ausrichtung der Kirmes. Vom ursprünglichen Inhalt hatte sich die "Kirchweih" auch in Kappel schon lange entfernt. Man feierte nicht mehr die Einweihung des Gotteshauses, sondern freut sich einfach an Musik, Tanzvergnügen und am Herumtoben. Es war das Ereignis des Jahres, auf das man sich schon Monate zuvor freute. Die Mädchen führten ihre neuen Kleider aus und auch die jungen Burschen warfen sich "in Schale" um der Weiblichkeit zu gefallen.



Für uns Kinder begann die Kirmes mit dem Eintreffen der Buden und Schausteller. Die Größe des Festes wurde gemessen an der Anzahl der Buden und Fahrgeschäfte. Eine der wichtigsten Verkaufsstände war die "Zuckerbude" von Stückrath, der regelmäßig aus Eschwege angereist kam. Mit Spannung wurde die Öffnung dieses Verkaufsstandes, der aus Latten und blaugestreiftem Segeltuch bestand, herbeigesehnt. Sonntagmorgen gegen 10 Uhr war es dann soweit. Eine Clique Kinder hatte sich bereits eingefunden und drängelte nach vorn, um die sich bietende Pracht zu bewundern. Ein langer Tisch mit "Schnuckwerk" und buntem Firlefanz präsentierte sich unseren Kinderaugen, die noch nicht von Supermärkten und Fernsehwerbung verwöhnt waren. Welch ein Duft schlug uns entgegen ! Eine Mischung aus Gebrannten Mandeln, Bonbons und Pulverdampf umschmeichelte unsere Nasen und ließ hohe Genüsse erwarten. Neben Dosen mit Salmiakpastillen und Lakritze in verschiedenen Formen, lagen die Gliggsduden (Wundertüten), die bunten Zockerschdeine (Bonbons) sowie die Leckmaldrans (Lutscher). Die kleine Ausführung der Leckmaldrans kostete fünf Pfennig und war damit das richtige Objekt für die meist sehr schmalen Geldbeutel und die etwas größeren waren für einen Groschen zu haben. Weil als "Zugabe" auch noch ein Fingerring am Stiel hing, war diese Ausführung die bevorzugte Süßigkeit für die kleinen Mädchen.

Gern gekauft wurden neben den Nappos auch die kleinen weißen Tabakspfeifchen aus gebranntem Ton., die Liebesperlen enthielten und mit einem Blechdeckel verschlossen waren. Wir nannten sie Mudzbiffen oder auch Kleberchen. Da sie voll funktionsfähig waren, konnte manch älterer Junge der Verlockung nicht widerstehen, den Pfeifenkopf einmal mit Tabakresten zu füllen, diese anzuzünden und heimlich ein paar Züge zu machen. Meist war eine Übelkeit die Folge dieses "Genusses". Sehr begehrt waren die Knallerbsen. Das Stück kostete einen Pfennig. Sie befanden sich in einem flachen Korb, der aus Sicherheitsgründen zusätzlich mit Sägespäne gefüllt war. Es dauerte eine Weile, bis Herr Stückrath die Kügelchen aus dem Korb gefischt und sie den Bestellern in die Hand gedrückt hatte. Mit diesen kleinen Kügelchen, die etwas Pulver enthielten, ließen sich herrlich die Leute erschrecken.. Neben einen Hund oder eine Katze geworfen,

schlugen diese kleinen "Bömbchen" die unschuldigen Tiere augenblicklich in die Flucht.

Ein Ereignis rund um die Knallerbsen ist mir in deutlicher Erinnerung geblieben. Im Übermut hat ein großer Flegel eines dieser Kügelchen über die Köpfe der vor der Zuckerbude stehenden Kinder geworfen und dabei unglücklicherweise den Korb mit den Knallerbsen erwischt.. Welch eine Kettenreaktion hat dieser Leichtsinn ausgelöst. Mit riesigem Getöse explodierte der ganze Vorrat an Knallerbsen und die Kostbarkeiten von Herrn Stückrath waren mit Sägemehl gepudert. Er war entsetzt und eine ganze Weile sprachlos. Zum Glück ist kein Kind zu Schaden gekommen und die Unordnung war schnell beseitigt.

Die älteren Jungen hatten bald "spitz", wo die heißbegehrten Kibbenmesser (Taschenmesser) und "Bulwerschdoppen" (Pulverstopfen) liegen. Mit Letzteren konnte man gewaltigen Krach machen und die Leute damit erschrecken.. Um den Lärm noch zu verstärken und einen Kanonenschlag vorzutäuschen, hielt man die dazugehörigen "Pistolen" in die Fallrohre der Dachrinnen und erzeugte damit eine Verdoppelung des "Lärms". Für die ganz Kleinen gab's Zündplättchen einzeln und in Rollen. Die kleinen Mädchen bevorzugten Liebesperlen, Abziehbilder und glänzenden Schmuck in Kirmesqualität. Leider waren unsere Groschen gezählt und man brauchte lange Zeit, um sich für etwas zu entscheiden. Ein Mohrenkopf, Waffelbruch oder eine bunte Riesenwaffel krönte in vielen Fällen die Wünsche..

Kam zu der Zuckerbude noch eine Schießbude, war das Fest für uns Kinder gesichert. Stundenlang haben wir den "Scharfschützen" zugeschaut. Meist erschienen die flotten Tänzer mit ihren heißgetanzten "Damen" zum Abkühlen auf dem Festplatz und schossen eine herrliche Papierblume nach der anderen. Hier konnte man zeigen, was man drauf hatte und wie großzügig man war. Noch schnell einen Mohrenkopf für die Dame und schon ging's wieder zurück ins Tanzgewühle.

Die Glückseligkeit war nicht zu steigern, wenn sich auch ein Karussell eingefunden hatte, das mit lauter Musik, zu der eine bunte Figur an der Kirmesorgel den Takt schlug, die Fahrgäste anlockte. Noch ging es gemütlich zu, kein elektrischer Antrieb machte Lärm und brachte die Karussellpferdchen auf Trab und die Feuerwehrautos zum Drehen. Kräftige Jungenhände drehten den "Laden" mit Muskelkraft. Als Lohn erwarb man sich mehrere "Freifahrten". Stundenlang lungerten wir Kinder auf dem Festplatz (Lohplatz) herum, um sich ja nichts entgehen zu lassen. Eine Regenschauer war noch lange kein Grund, den Platz zu verlassen.

Für die Erwachsenen begann die Kirmes bereits am Samstagabend. Auf den Sälen luden Blaskapellen mit flotter Musik zum Tanzen ein. Die Kirmesburschen standen an den Türen und begrüßten die Gäste mit Hallo. Gegen geringes Entgelt wurde ihnen eine "Gesundheit" gespielt, dazu konnte man, sich ein Lied wünschen, und zum Schluß kam immer der Kirmesmarsch "De Ahle kochd Schelee". Die Angekommenen wurden während der Musik in die Mitte genommen und und heftig im Saal herumgewirbelt. Für diesen Willkommensgruß mußte eine Spende in die Kirmeskasse gelegt werden. Natürlich waren wir Kinder dabei und hopsten kräftig mit. Gegen 9 Uhr am Abend war die Tanzfläche meist derart überfüllt, daß die Kirmesburschen mit ihren "Klatschen" eingreifen oder eine Polonäse über den Hof geleiten mußten.

Wir Kinder durften bis zur Abendbrotzeit mit den Erwachsenen auf dem Saal bleiben und die Tanzfläche zwischen den einzelnen Tänzen benutzen. Der Boden war herrlich glatt und lud zum Schurren von einer Seite zur anderen ein. Die Erwachsenen und insbesondere die jungen Burschen und Mädchen feierten bis in die Morgenstunden und ließen keinen Tanz aus. Manch zarte Bande aber auch manch Eifersuchtszene nahm hier ihren Anfang.

Das Fest dauerte auch am Montag noch an. Die Musikanten zogen mit den meist übernächtigten Kirmesburschen von Haus zu Haus und spielten die sogenannten "Ständchen". Nicht immer spielte die Kapelle ein Wunschlied, sondern etwas Anzügliches, wo es gerade hinpaßte. Wußte man von ehelichen Verfehlungen kam es schon einmal vor, daß man: "Du kannst nicht treu sein" spielte. Hinter jedem Stück kam wie das Amen in der Kirche der Kirmesgeusch: " De Ahle kochd Schelee". Meist brachten die Ständchen eine Spende ein, die die Kirmeskasse füllte. Als Dankeschön wurde ein Schnaps ausgeschenkt, der auch freudig angenommen wurde. Gegen Mittag fand man sich zu einem Kirmeszug zusammen, der von den mit Blumen geschmückten Kirmesburschen und ihren Mädchen angeführt wurde. Eine Fahne, bestehend aus einer bunten Tischdecke, flatterte ihnen voran. Die nicht mehr ganz nüchternen Musikanten sorgten für Stimmung und Klamauk. War ein Kirmesbursche berauscht und nicht mehr ganz gehfähig, konnte es passieren, daß er in einem alten Kinderwagen im Festzug mitgeführt wurde - zum Hallo der den Festzug begleitenden Kinderschar!

Am Nachmittag ging dann wieder der Tanz los, der bis in die frühen Morgenstunden dauerte. Damit war die Kirmes aus. Aber noch lange bot sich ein Fülle an Gesprächsstoff über die Kirmes. Was hatte sich nicht alles ereignet in den zwei Tagen. Jede Kleinigkeit mußte besprochen werden. Besonders im Gespräch waren die Suffschnudden und Thekensteher, die wieder einmal die Hucke voll hatten, daß sie nicht mehr geradeaus gehen konnten. Von den Krakeelern, die Streit anfangen, der sich zu einer ausgewachsenen Schlägerei auswachsen konnte, wollen wir hier nicht reden. Sowas kam recht selten vor und war in unserer Gegend auch nicht üblich " schließlich gehört Waldkappel nicht zu Bayern. Ab Dienstag kehrte der Alltag wieder ein. Nur die Müdigkeit erinnerte noch an die erlebnisreichen Tage. Der Wecker regierte wieder die Morgenstunde und nahm auf Katerstimmungen keine Rücksicht mehr.

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Rechtebächer Kirchenkasse

Man schrieb das Jahr 1857. Noch waren in Waldkappel die Spuren des Großen Brandes nicht ganz verschwunden, manch angekohlter Balken erinnerte an die Schreckensnacht im Oktober 1854.

In dieser Notzeit hatte auch der alte Metropolitan Carl Jacob F. H a r t w i g Mühe, die Seinen zu ernähren und den vielen hilflosen Pfarrkindern zur Seite zu stehen. Mißernten der letzten Jahre hatten die Not nur noch vergrößert. Als Inhaber der Waldkappeler Pfarrstelle hatte der fromme Gottesmann neben dem Filialdorf Friemen auch das Filialdorf Rechtebach seelsorgerisch zu betreuen. Rechtebach war zur damaligen Zeit ein Dörfchen von 140 Seelen, die sich mit Ackerbau beschäftigten und manchen Spazierstock unter ihren geschickten Händen entstehen ließen. Nicht nur die Haltbarkeit dieser Stöcke soll hervorragend gewesen sein, sondern auch ihr niedriger Preis soll das Staunen der Käufer hervorgerufen haben. Die boshafte Behauptung der Kappeläner, daß dieser Preis durch die kostenlose Beschaffung des Holzes aus den umliegenden Waldungen zustande kam, entbehrt sicherlich jeder Grundlage.



Rechtebach war auch in anderer Hinsicht berühmt. Dort befand sich das große "Dindenfaß" (Tintenfaß), ein tiefer, ausgemauerter Brunnen, der als Mittelpunkt der Erde galt. Man brauchte nur den einen Schenkel eines Riesenzirkels in das "Dindenfaß" zu stellen, und konnte dann mit dem anderen Schenkel, vorausgesetzt, daß er die nötige Länge besaß, die ganze Erde umkreisen. Auch die Kalenderherstellung soll in alter Zeit in Rechtebach zuhause gewesen sein.

Die alte Kirche in Rechtebach mit ihren 130 Sitzplätzen stellte hohe Anforderungen an den Kirchenbesucher, besaß sie doch, wenigstens in jenen alten Zeiten, keine Heizvorrichtung. In kalten Wintern setzte dieser Mangel den Predigern besonders fühlbar zu, wogegen es die Gemeindemitglieder es in der Hand hatten, sich der Wirkung der Kälte durch Abwesenheit zu entziehen. Ein weiterer Notstand, der dem Inhaber der Waldkappeler Pfarrstelle große Sorge bereitete, war: Rechtebach besaß keine eigene Kirchenkasse (Kirchenkasten). Das hört sich leicht an, bereitete aber dem Metropolitan eine Fülle von Vertrießlichkeiten. Auch in einem bescheidenen Kirchenwesen wie in Rechtebach gab es allerhand Ausgaben, die nur durch eine Kirchenkasse bestritten werden konnten. Kirchensteuern oder Kirchgeld kannte man dazumal nicht einmal dem Namen nach und die politische Gemeinde war nicht immer geneigt einzuspringen.

Der Versuch des Pfarrers, die Ausgaben für Rechtebach aus der Waldkappeler Kirchenkasse zu bestreiten, scheiterte zumeist am Einspruch des Rektors Peter W e p l e r, des gewissenhaften Kassenverwalters. So geschah nichts und etliche Jahre verstrichen bis sich der alte Pfarrherr aus Alters- und Krankheitsgründen zurückzog. Er hatte sich nicht pensionieren lassen - sowas gab es damals überhaupt nicht - sondern einen Gehilfen genommen, der neben den pfarramtlichen Geschäften seines Herrn auch dessen Gegensatz zum Rektor gleich mitübernommen und eifrig gepflegt hat.. Da der Gehilfe mit Vornamen Paul, der Rektor aber Peter hieß, so sprach man im Städtchen nicht zu Unrecht von der "Paulinischen" und der "Petrinischen" Theologie.

Dem armen Gehilfen wurde nun die Last der fehlenden Rechtebächer Kirchenkasse aufgeladen. Was lag näher, als durch Einbehaltung der sonntäglichen Kollekte den Grundstock für die Rechtebächer Kirchenkasse zu gewinnen. Verschmitzt lächelnd erteilte

der alte Pfarrer seinem Gehilfen den Auftrag, die Angelegenheit mit den Rechtebächern ins Reine zu bringen. Nach 14 Tagen versammelten sich dann auch die Rechtebäcker Vertreter der Kirchengemeinde im Schulhaus, um den Antrag des Herrn "Meddelpoltan" entgegen zu nehmen. Zunächst schien es, als ob der Vorschlag einmütig angenommen würde. Einige nickten, und hier und da ließ sich sogar ein schüchternes "ja" vernehmen. Aber man tuschelte auch untereinander. Als zur Abstimmung geschritten werden sollte, machte ein Mitglied seine Bedenken mit den Worten geltend: "Awwer de armen Liede", und damit war das Signal zum offenen Widerstand gegen die geplante Neuerung gegeben. Die Armen hatten bisher das sonntägliche Opfer erhalten. Reich waren sie dadurch nicht geworden, ihnen aber diese Quelle der Erquickung zu nehmen, glaubten die Mitglieder des Kirchenvorstandes nicht verantworten zu können. Der Herr "Kannedad" war mit seinem Antrag durchgefallen und stand da mit dem Gefühl der tiefsten Beschämung, daß er, dem von Berufs wegen die Armen besonders ans Herz gewachsen sein sollten, sie hatte berauben wollen. Gehobenen Hauptes aber gingen die Rechtebäcker nach Hause, s i e hatten sich der Armen pflichtgemäß erbarmt und den "Raub" der Almosen verhindert und dazu noch das Vergnügen genossen, den Plan des Herrn "Meddelpoltan" vereitelt zu haben. So gut hatten sie lange nicht geschlafen, wie nach dieser Sitzung: denn ein gutes Gewissen ist bekanntlich ein sanftes Ruhekissen.

Aber der alte Pfarrherr im Lehnstuhl gab nicht auf. "Wo ein Wille ist, gibt's auch ein Weg", sagt das Sprichwort. Obwohl trotz des besten Willens hier der Weg schwierig zu finden war, kam die Erleuchtung nach einer durchsorgten Nacht. Freudig wurde dem Kandidaten die neueste Lösung eröffnet. Sie schien allen Interessen gerecht zu werden. Damit nämlich die Armen nach wie vor zu ihrem Recht kämen, sollte der durchschnittliche Betrag der Kollekte ihnen nach wie vor zukommen, der Überschuß aber sollte zur Bildung einer Kirchenkasse verwendet werden.

Zunächst war es freilich für den Gehilfen keine leichte Aufgabe, aus den Kirchenrechnungen der letzten 30 Jahre den Durchschnittsbetrag des Sonntagsopfers festzustellen. Schon am nächsten Sonntag konnte er den Vertretern der Rechtebäcker Kirchengemeinde den Plan des Metropoliten und den errechneten Durchschnittsbetrag der Kollekte, der genau 12 Heller betrug, mitteilen. Da den Armen nichts genommen wurde, ging der Antrag diesmal durch und die Zukunft der Rechtebäcker Kirchenkasse schien gesichert - wenn die Rechtebäcker eben nicht Rechtebäcker gewesen wären.

Kaum waren die Rockschöße des Kandidaten auf dem Weg nach Waldkappel verschwunden, so fand eine zwei Sitzung in Rechtebach statt, diesmal nicht in der Schule, sondern im Wirtshaus, zu der sich ziemlich alle männlichen Einwohner ungeladen eingefunden hatten. Groß war der Verdruß, daß der Kappeläner Pfarrer nun doch seinen Plan durchgesetzt hatte und allgemein der Wille, den Plan dennoch zu vereiteln. Schneller als der "Meddelpoltan" kam man zu einem Ergebnis.

Schon der nächste Sonntag sollte dies erweisen. Wie immer ging der Lehrer nach der ersten Strophe des Hauptliedes an der Reihe der Kirchenbesucher mit dem Klingelbeutel entlang, und wie immer schüttete er nach beendetem Gottesdienst den Beutel auf dem Altar aus, damit der Inhalt gezählt und dem Kastenmeister zur Aufbewahrung übergeben werde. Etwas gespannter als sonst blickte diesmal der Kandidat auf das winzige Häuflein Heller, begierig zu erfahren, wieviel wohl heute nach Abzug der zwölf "Armenheller" für die Kirchenkasse übrigblieben. Seine Hoffnung betrog ihn, das Opfer betrug genau 12 Heller. Das konnte ja nur ein Zufall sein. Als aber am nächsten und übernächsten Sonntag jeweils auch nur 12 Heller und manchmal noch weniger einkamen, regte sich bei ihm Verdacht. Bei der großen Zahl der Teilnehmer an der denkwürdigen Wirtshaussitzung war es nicht allzuschwer hinter das Geheimnis zu kommen: Man hatte sich geeinigt, daß immer nur die zwölf Kirchenbesucher in den beiden vorderen Bänken ihren Obolus in Gestalt eines

Hellers entrichten, die übrigen dagegen nicken sollten, was in der landläufigen Zeichensprache soviel hieß wie: "Geh' weiter, ich gebe nichts".

So war der Plan des Pfarrers wieder einmal gescheitert. Rechtebach blieb ohne Kirchenkasse. Vielleicht hat ein anderer später den Weg zu den Herzen und damit auch zu den Geldbeuteln der Rechtebäcker besser zu finden gewußt als jener alte "Meddelpoltan" und sein Gehilfe.

Diese, von Helmut Hartung neu bearbeitete Geschichte, wurde dem Hessischen Volkskalender von 1931 entnommen. Der Name des Verfassers konnte nicht festgestellt werden. Dezember 1976

Not lehrt beten

April 1945. Über 50 Jahre sind seither ins Land gegangen. Inzwischen wuchs eine neue Generation in unserem Heimatstädtchen heran. Für uns, die Älteren, bleibt die Erinnerung an jene Zeit weiterhin lebendig, eine schmerzliche Erinnerung zwar, aber es gab auch Begebenheiten, an die man heute noch mit Rührung und Schmunzeln zurückdenkt.

So auch an folgendes Erlebnis jener ereignisreichen Tage kurz vor Kriegsende: Walter und Henner H., zwei Lausejungen aus Waldkappel, 6 und 14 Jahre alt, strolchten, wie es Kinder nun mal gerne tun, außerhalb des Städtchens umher. Die Welt war noch neu und der Krieg belastete noch nicht ihre Sinne. Man dachte ans Hüttebauen und an Feuerwehrspiele, Tätigkeiten, die noch vor den Schularbeiten rangierten. Das alles war schnell vergessen, als plötzlich feindliche Flugzeuge im Tiefflug über sie hinwegbrausten. Wer dies damals erlebt hat weiß, daß nicht nur der ohrenbedäubende Lärm jedem Angst und Schrecken einjagte, sondern daß Tiefflieger oftmals mit ihren Bordwaffen alles unter Beschuß nahmen, was sich auf der Erde bewegte. Das wußte auch schon der ältere der beiden Jungen. Aber auch der jüngere fühlte durch die Fassungslosigkeit des Bruders die drohende Gefahr. So liefen sie in panischer Angst los, suchten Schutz, indem sie sich zitternd und aneinandergeschmiegt in einen trockenen Graben legten. " Bet Henner, bet !" schrie der Große in der Hoffnung, damit die ärgste Gefahr abzuwenden. Da der kleine Bruder, noch ganz irritiert von der Unsicherheit des sonst so selbstsicheren großen Bruders, nicht sofort mit dem Beten anfang, handelte er sich blitzschnell eine saftige Ohrfeige zur Gedächtnisauffrischung ein. Nun tat er es auf seine Weise wie täglich daheim, wohl im Gefühl, daß ein Gebet in dieser Situation wirklich was Gutes sei und ohne Wissen um den Sinn der Worte, die er kindlich stammelte: "Komm Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast . Amen !"

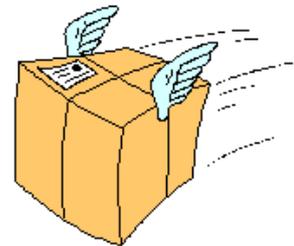
Ob das Gebet geholfen hat, weiß niemand recht zu sagen. Auf alle Fälle sind beide wohlbehalten wieder zu Hause angelangt und erfreuen sich noch heute ihres Lebens.

Verfasst von Helmut Hartung im Oktober 1999

Großformat

Es kann schon recht lästig werden, immer wieder mit ungelinker Handschrift den Absender auf Postkarten und Briefen anbringen zu müssen. Wem käme da nicht den Wunsch nach einem Stempel in den Sinn, zumal ein Stempelabdruck zusätzlich einen Hauch von Seriosität und unternehmerische Größe vermittelt.

Genauso dachte auch unsere "Kolonialwarenhändlerin", die vor vielen Jahren unweit Waldkappels in einem kleinen Dorfe lebte, eine Schar von Kindern großzuziehen hatte und geduldig ihre geschwätzigen Kunden mit dem Allernotwendigsten versorgte. Vor der täglichen Arbeit war ihr nicht bange. Sie arbeitete schön der Reihe nach und ließ keine Hektik aufkommen. Lästig war nur der "gewiddersche Schriebekram". wie sie es so treffend auszudrücken wußte.



Des öfteren mußte den Lieferanten geschrieben werden, bei der nächsten "Tour" etwas besonderes zur Befriedigung ausgefallener Kundenwünsche mitzubringen. So ist es verständlich, daß wochenlang von einem Stempel die Rede war, der die lästige Bestellerei erleichtern würde. Kosten sollte er natürlich nicht viel, denn große Gewinne warf das Lädchen, das in der ehemaligen "guten Stube" etabliert worden war, nicht ab. Böse Zungen behaupteten sogar, das Geschäft würde nur deshalb betrieben, um der eigenen großen Familie den Einkauf zu Großhandelspreisen zu ermöglichen und den Kindern den Zugang zum "Schnuggewerk" zu erleichtern. Auf die Rentabilität des Geschäfts angesprochen, lächelte unsere gute Frau verschmitzt und schwieg sich aus. Solange ihr Mann und ihre Söhne, die sie stets "minne Männer" nannte, auswärts gut verdienten, brauche sie sich um den Bestand des Krämerlädchens nicht zu sorgen.

Nachdem auch der "Vadder" zustimmend genickt hatte, konnte der so dringend benötigte Stempel bestellt werden. Hierfür hatte der Pfiffigste aus der Kinderschar den Text unter genauer Maßangabe zu Papier zu bringen. Die säuberlich geschriebene Postkarte mit der Bestellung ging noch am gleichen Tage ab nach "Escheweï".

Schon nach einer Woche erschien der Postbote aus Waldkappel mit einem verdächtig großen Nachnahmepäckchen.

Beim Nennen der Nachnahmeforderung mußte sich unsere Gemichtwarenhändlerin erst einmal setzen. Es war gut, daß sie saß und gottseidank war der Stuhl auch solide genug für unsere etwas korpulente Handelsfrau. Denn eine noch viel größere Überraschung bahnte sich an: Statt eines handlichen Stempels, der gut in die Absenderecke eines Postkarte gepaßt hätte, präsentierte sich der fast vollzählig versammelten Familie ein Stempel gewaltigen Ausmaßes, ein wahres Monstrum. Die ganze Fläche einer Postkarte hätte nicht ausgereicht, einen Abdruck dieses Stempels unterzubringen.

Was war geschehen? Der so pfiffige Besteller konnte keine Auskunft geben. Längst hatte er das Weite gesucht. Nur ein Blick hatte ihm genügt, um zu erkennen, daß er das Malheur heraufbeschworen hatte. Bei der Bestellung hatte er, wie so oft, die Abkürzung für Millimeter mit der für Zentimeter verwechselt und sich mit diesem kleinen Mißgeschick diesmal eine gepfefferte Tracht Prügel eingehandelt hatte, die ihm noch am gleichen Abend vom "Vadder" geliefert wurde.

Verfaßt von Helmut Hartung 1976

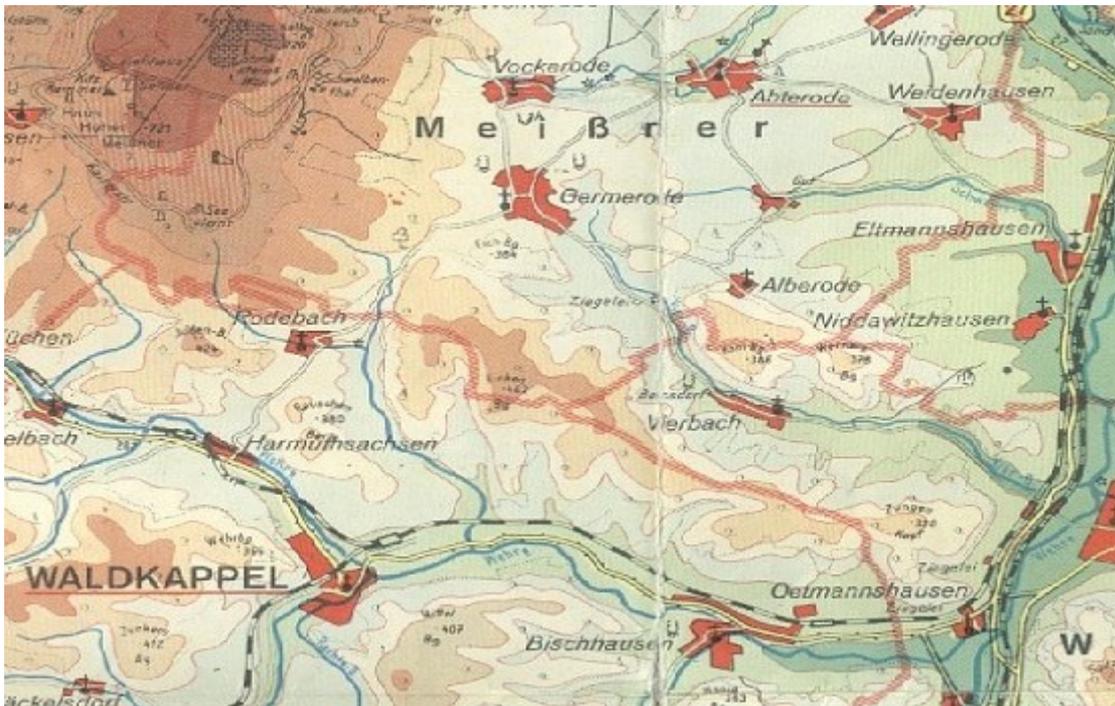
Die Spritztour

Gar manche Sache, die anfangs Spaß macht und ein Hochgefühl aufkeimen läßt, geht in ihrer Endphase gründlich daneben und bringt nur Spott und löst bestenfalls Schadenfreude aus.

Dies zeigt auch folgende Begebenheit aus den zwanziger Jahren.

Es war das Jahr 1928. Noch beherrschten Kuhgespanne kleiner Landwirte und spielende Kinder das Straßenbild der Stadt Waldkappel. Wer zu diesem Zeitpunkt ein Motorrad besaß, zählte zu den fortschrittlichsten Bürgern. Bei "Kirmessen" und sonstigen Tanzvergnügen wurden diese nach Benzin riechenden "Helden" von den Mädchen eindeutig bevorzugt.

Verständlich, daß die Wißbegierde der jungen Burschen an diesen Teufelsdingern ständig



wuchs und der Zuschauerkreis beim "Maschineputzen" am Sonntagmorgen immer größer wurde. Kaum einer war dabei, der nicht den Wunsch hatte, solch ein knatterndes Ungeheuer zu besitzen oder wenigstens einmal zu fahren. Ebenso erging es unserem sonst so zurückhaltenden Fritz H. Fritz war soeben mit der Stallarbeit fertig geworden und hatte seine klobigen Holzschlappen gegen die bequemerer Filzlatschen ausgetauscht. Mit freiem Oberkörper schlenderte er durch den Wachtgraben und langte nach wenigen Schritten bei seinem Schwager Emil an. Emil war wieder einmal dabei, jungen Burschen sachkundige Auskünfte über sein technisches Wunderwerk zu geben. Kaum hatte er Fritz erblickt, bot er diesem an, sich einmal auf den Sattel zu schwingen, und dabei die Qualität des Materials zu prüfen. Mit einer lässigen Bewegung brachte er auch noch den Motor zum Laufen; schließlich sollte Fritz ein vollkommenes Gefühl für die neue Technik erhalten.

Was lag bei soviel Geneigtheit des Schwagers für Fritz näher, als ihn zu bitten, ein Stück fahren zu dürfen. Nur einmal bis zur Bleichenbrücke, vielleicht noch ein Stück durch die Wehrgasse und dann durch den Grünen Weg zurück zur Kirchgasse. Der gute Mann schlug ihm die Bitte nicht ab; es wäre auch schade gewesen, denn dann wäre die

Geschichte schon hier zu Ende, und Sie, verehrte Leser, könnten nicht gespannt auf den Ausgang der Spritztour sein.

Ab ging die Fahrt an Freunden und winkenden Mädchen vorüber. Sanft streichelte der Fahrwind die stolzgeschwellte Brust unseres jungen Mannes, der schon längst die vereinbarte Route verlassen hatte und schon bald die Kirchturmspitze Bischofshausens sehen konnte. Die Freude am Fahren muß ihn um den Verstand gebracht haben, denn noch immer nicht dachte er daran umzukehren. Oetmannshausen hatte er bereits hinter sich gelassen und befand sich kurz vor Vierbach.

Der Höhenflug seiner Gefühle erlitt einen merklichen Knacks, als der Motor hin und wieder aussetzte und auch nicht mehr so recht auf seine Hebelbewegungen reagieren wollte. Noch einige hundert Meter tat die sonst so brave "Zündapp" leidlich ihren Dienst, sann aber gab sie endlich ihren Geist auf. Kein Ton ließ sich ihr mehr entlocken.

Erst jetzt wurde unserem Fritz bewußt, daß er mehr als 12 Kilometer von zuhause weg war und keine Ahnung hatte, das Knatterding wieder flott zu machen. Hier half nach seiner Auffassung nur noch schieben, um sich ohne größeres Aufsehen aus der Affäre zu ziehen. Auf den ersten Kilometern gings noch leidlich voran. Die Sonne meinte es zwar recht gut, aber zum Schweißabwischen war keine Hand frei. Peinlicher wurde schon der Marsch durch Oetmannshausen; dort riefen gerade die Glocken zum Kirchengang und so manch schadenfroher Blick traf unseren keuchenden Schieber, dessen schweißnasse Haut in der Sonne glänzte. Aber noch konnte er nicht ahnen, daß ihm das Schlimmste noch bevorstand:

Kurz hinterm Dorf, dort wo die Straße von Hoheneiche einstmals einmündete und eine Baumgruppe Schatten versprach, war die erste größere Rast nötig. Kaum aber lag der erschöpfte Ausreißer im Grase, strich eine leichte Brise durch die Blätter. Eine große dunkle Wolke schob sich über den Horizont und war dabei, die Sonne zu verdunkeln. "Nur kein Regen" gings Fritz durch den Sinn. Seine dürftige Kleidung war für einen Regenschauer nun wahrlich nicht geschaffen. Verständlich, daß er aufsprang und sich wieder auf den Heimweg machte.

Es kam schlimmer, als er es befürchtet hatte. Mit dicken Tropfen begann ein heftige Regen, der wolkenbruchartige Formen annahm. Diesen Wassermassen waren die schon recht altersschwachen Filzlatschen nicht gewachsen. Die Sohlen lösten sich und schon bald mußte unser Pechvogel barfuß durch Wasser und Schlamm waten.

Zu einer Zeit, zu der satte Bürger ein Mittagsschläfchen halten, kam Fritz, völlig erschöpft und hungrig und in Erwartung einer gepfefferten Standpauke in Waldkappel wieder an. Schwager Emil, der in Sorge um sein Heiligtum sich vorsorglich auf der Bleichenbrücke postiert hatte, "begrüßte" ihn mit einem finsterem Blick und ließ sogleich ein gewaltiges Donnerwetter vom Stapel. Nur das erbarmungswürdige Aussehen "Schiebers" hielt ihn davon ab, tötlich zu werden. Zum Bösessein hatte er auch kein Platz in seinem Herzen. Er war außerdem froh, sein geliebtes Maschinchen wieder heil vorzufinden.

Mit einem Blick erkannte er die Ursache des Versagens. Ohne recht hinzusehen, legte er den Hebel des Reservetanks nach links und brauste schon nach wenigen Augenblicken los. Der verdutzt dastehende Fritz brauchte eine Weile, um den Mund wieder zuzubekommen.

Für den Rest des Tages bekam niemand unseren Fritz zu sehen. Auch als angehender Experte in Motorradfragen hatte er eine ganze Weile an Glaubwürdigkeit verloren.

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Die Bassgeige

So mancher Bürger unserer Heimat strebt nach einem lohnenden Nebenverdienst. In früheren Zeiten war man oft schon zufrieden, für seine Mithilfe ein kostenloses Essen zu bekommen. War neben dem Essen auch noch Freibier oder Schnaps zu ergattern, währte man sich der Glückseligkeit nahe.



Unser braver Waldkappeler Bürger, nennen wir ihn einmal Wilhelm Eichhahn, war einer von denen, die wegen ihres Geschicks bei allen wohlgelitten waren und deren Dienste man gern in Anspruch nahm. Er hatte sich auf das Streichen einer übergroßen Baßgeige verlegt und fehlte daher bei keiner bedeutenden Kindstaufe oder Hochzeit. Aber auch zur Kirmes spielte er auf und so manches Tanzbein drehte sich nach seinen Tönen. Daß er bei dieser schweißtreibenden Arbeit so recht Durst bekam und mit so manchem Bier und vielen "Würfchen" Schnaps die Gurgel schmierte, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Schließlich dauerte so ein Tanzvergnügen bis in die frühen Morgenstunden und Bier und Branntwein waren eben zwischen den großen Mahlzeiten für ihn das einzige Nahrhafte.

Wieder einmal hatte das Vergnügen kein Ende genommen und der Morgen dämmerte bereits schwach herauf, als sich unser Musikant auf den Nachhauseweg machte. Wie so oft befestigte er seine Baßgeige sorgfältig auf dem Gepäckträger seines Fahrrades, schwang sich in den Sattel und fuhr etwas schwankend seinem Heimatstädtchen zu. Die Schnäpse und Biere waren ihm wieder einmal kräftig in die Beine gegangen. Aber auch die Müdigkeit war sicher mit Schuld daran, daß er gar bald das Gleichgewicht verlor, recht unsanft im Straßengraben landete und dabei die Baßgeige unter sich begrub. Einmal am Boden liegend, fand er offenbar diesen Zustand nicht unangenehm, denn statt sich zu erheben und die Heimfahrt fortzusetzen, legte unser gute Eichhahn den Kopf zur Seite und schlief erst einmal seinen Rausch aus.

Als er gerade vom ersten Schlummer erwachte, fand ihn ein noch späterer Heimkehrer im Graben, erspähte die lädierte Baßgeige unter dem Allerwertesten unseres Musikanten und konnte sich angesichts dieser Situation die Frage an ihn nicht verkneifen: "Na, minn lieber Eichhahn, jezz ess abber die Baßgeige im A....", worauf der Pfiffikus schalkhaft erwiderte: "Nää, grods Gegenteil, der A..... ess in der Baßgeige!"

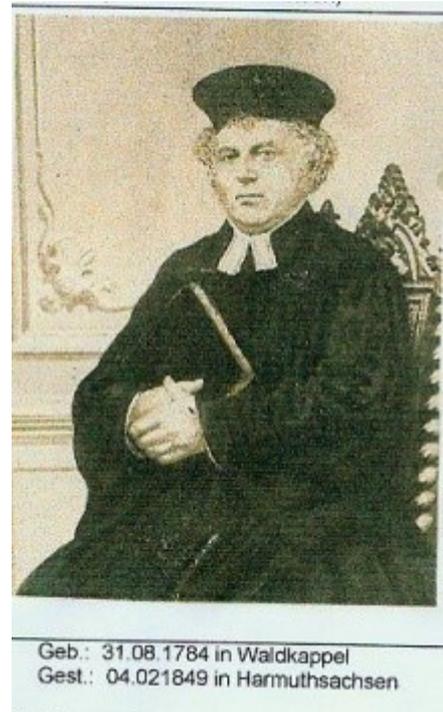
Noch jahrelang schmunzelte man über diese schlagfertige Antwort des alten Spielmanns, dessen Gebeine nun schon mehr als 70 Jahre auf dem Frauenberge ruhen.

Verfaßt von Helmut Hartung im Oktober 1999

Der Husarenpfarrer

Unter den Pfarrherren Hessens hat wohl keiner einen seltsameren Bildungsgang gehabt als der Husarenpfarrer Brandau von Harmuthsachsen. Brandau hatte zwar studiert, irgendwie war er dann unter die 40 Husaren der kurprinzlichen Leibgarde geraten, war 1813 mit in den Freiheitskriegen nach Frankreich geritten und hatte nach endlich vollendetem Studium auf "Allerhöchstes Reskript" die Pfarrstelle in Harmuthsachsen erhalten. Vom Predigtmachen war der gute Brandau freilich kein Freund. Er hatte einen eisernen Bestand von ganzen dreizehn Stück. Die konnte er auswendig - und seine Gemeinde bald auch; denn die kamen immer reihum dran. Von den Husaren her war ihm eine Vorliebe für scharfe Schnäpse geblieben, besonders beim Kartenspiel wußte er die harten Sachen hinter die Binde zu gießen.

Er stammte gebürtig aus Waldkappel, wo sein Vater als Rektor die Waldkappeler Kinder unterrichtete. Mit seinen Eltern wohnte er im Goldenen Adler.



Geb.: 31.08.1784 in Waldkappel
Gest.: 04.02.1849 in Harmuthsachsen

An einem Buß- und Betttag hatte der alte Brandau einmal in Laudenbach zu vertreten. Nach dem weiten Weg über den Meißner, der schon tüchtig im Schnee steckte, fühlte der Husarenpfarrer das Bedürfnis, sich erst einmal ordentlich aufzutauen. So ging's zunächst ins Wirtshaus, wo er gute Gesellschaft traf und sich einige große und kleine Schnäpse einverleibte. Es war ihm gar nicht lieb aufzubrechen; aber es fing schon an "zusammenzuläuten". Der Anstieg zum Kirchlein oben im Dorf fiel ihm sauer, denn der Schnaps war ihm höllisch in die alten Knochen gefahren.. Wovon sollte er nun predigen am heutigen Bußtage? Nun, er wollte den Ludenbäckern schon mit ihren Sünden einheizen! Von allen Teufeln wollte er heute den Schnapsteufel besonders scharf aufs Korn nehmen.

Indessen war der Schornsteinfeger im Dorf gewesen, der just am Vormittage die Schornsteine gekehrt hatte und nun auch noch ein Geringes von der Predigt erlauschen wollte. In das Gotteshaus traute er sich aber nicht hinein, denn er hatte ja kein festliches Gewand an, ja, sich noch nicht mal gewaschen. Also steckte er bloß ein wenig den Kopf durch die Kirchentür, grad als Hochwürden auf der Kanzel donnerte: "Und der ärgste aller Teufel, der Vater aller Todsünden, wie Sauferei, Rauferei, Hurerei - ich will ihn euch weisen: das ist der Schnapsteufel!" Sein ausgestreckter Arm wies just nach der Kirchentür und dort - der wackere Husarenpfarrer, der den Feldzug mitgemacht, erstarrte. Denn dort guckte ja der Leibhaftige, kohlschwarz und zähnebleckend, durch den Spalt der Kirchenpforte.

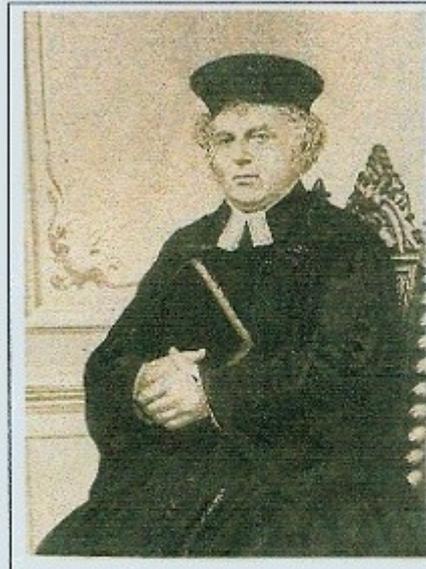
Es schwindelte dem alten Mann auf der Kanzel, so war er in tiefster Seele erschrocken. Dann aber raffte er sich auf und rief kläglich: "Es war doch nit so böß gemeint! Wirst doch Spaß verstehn!"

Lorenz Brandau – Der Husaren-Pfarrer –

Lorenz Brandau
Pfarrer (u.a. in Harmuthsachsen)



Lorenz Brandau als Husar
nach einem Pastell-Medallion
aus dem Jahre 1813 oder 1814
in der schwarzen Husaren-Attila
mit ponceauroten Verschnürungen
der Stabswache des Kurprinzen
von Hessen-Kassel



Geb.: 31.08.1784 in Waldkappel
Gest.: 04.02.1849 in Harmuthsachsen

Entnommen dem Kurhessischen Anekdotenbuch "Der Schelm im Volk" von Heinrich Ruppel und Adolf Häger. Das Buch ist erschienen im Bärenreiter-Verlag zu Kassel (etwa 1934). Hinter dem Buchstaben H verbirgt sich vermutlich Eisenbahnwagenmeister Wilhelm Häger aus Spangenberg.

Entdeckt und überarbeitet von Helmut Hartung